Als Geisel nach Sibirien verschleppt.

Im Narymski Kraj.

Von **Dr. Philipp Menczel.**

I.

Sibirien ist nicht nur ein Schrecken und eine Strafe, es ist auch ein Land. Einem armen Deportierten kommt diese scheinbar einfache Tatsache erst nach Absolvierung des Etappenwegs auf seinem Bestimmungsorte zum Bewußtsein. Unterwegs schwebt einem vorerst das Buch Kennans „Sibirien!" — mit dem Ausrufzeichen hinter dem Titelwort — vor, Kennern der russischen Literatur vielleicht auch Korolenkos „Sibirische Novellen" mit ihren feinen Naturschilderungen, dann denkt man an Sibirien als ein großes Gefängnis, das irgendwo am Eismeer seine Grenzen findet, die administrative Verschickung bringt einen nach merkwürdigem Gedankensprung auf Ovids „Tristien" aus dem Lande der Skythen — bis man an Ort und Stelle ist. Ist man einmal da, traumt man seine geographischen Kenntnisse aus, die man sich vor etwa dreißig Jahren auf der Schulbank angeeignet hat und fragt sich: „Was weiß ich eigentlich noch von Sibirien?"

Ob, Jenissei und Lena, Altaigebirge, sibirische Tiefebene, Tobolsk, Omsk, Jakutsk, Urwälder, große Kälte, vier Millionen Einwohner, Fische, Bären, Wölfe, Flüchse und Zobel. Das ist der Niederschlag verblichener Schulkenntnisse. Dann denkt man wieder nach. Die große sibirische Eisenbahn, das Gegenstück der nordamerikanischen Pacificbahn, wurde dem Verkehr übergeben, als ich schon meine Universitätsstudien hinter mir hatte, die großen Städte Nowo-Nikolajewsk und Krasnojarsk, die neu entstanden sind, deuten die Amerikanisierung Sibiriens an, von der so viel die Rede war. Die Bevölkerung stieg rasch auf zwölf Millionen; der Drang nach dem fernen Osten als natürliche Folge dieses Wachstums. Der russisch-japanische Krieg . . .

„Aber was ist das der „Narymski-Kraj"?"

Als uns in Tomsk eröffnet worden war, daß wir nach Narym gehen, dachte ich anfangs an irgendein „Rom" des Nordens (Rom heißt nämlich russisch Rjam), und ich erwarte irgendeine heilige Ostiaken- oder Tungusenstadt, die sich malerisch auf einigen Hügeln erhebt. Die Enttäuschung war eine schwere. Ein Arzt, der wegen eines politischen Delikts im Tomsker Gefängnis saß, bereitete sie mir. Er teilte mir mit, daß Narym wohl eine ostiakische Gründung sei, der Name bedeute jedoch aus dem Altaisch-Finnischen — die Ostiaken sind nämlich die nächsten Verwandten der Finnen — ins Deutsche Übersetzt: Auf dem Mist. An der Einmündungsstelle des Ket, des größten Nebenflusses auf der rechten Seite des Ob, hätten sich vor Jahrhunderten große Büffelherden befunden, die infolge Versumpfung dieses Gebietes später gegen den Süden zogen, nicht ohne gewaltige Mengen von Dünger hinterlassen zu haben. Auf diesem Dünger errichteten die Ostiaken ihren Hauptort Narym, welcher später, nach den Eroberungen Jermaks, in russischen Besitz überging. Als ich im Sommer nach der großen Schneeschmelze in Narym weilte, konnte ich mich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Ueberlieferung eine getreue war: Narym, die aus etwa hundert bescheidenen Holzhäusern bestehende Hauptstadt, ruht auf dem Mist.

Der Narymski-Kraj ist der nördlichste „Zwickel" des Tomsker Landbezirks und umfaßt eine Fläche von etwa 350,000 Quadratwerst, was der größeren Hälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie samt Nebenländern entspricht. Es ist das Sumpf-, Urwald- und Torfmoorgebiet des mittleren Ob und seiner beiderseitigen Nebenflüsse und zählt in etwa zwanzig geschlossenen Ortschaften und zahlreichen Jurten (Einzelansiedlungen) 17,000 Einwohner, nicht mitgezählt die Tungusen, die je nach der Ergiebigkeit der Jagd in kleineren oder größeren Haufen in den Urwäldern nisten. Im Sommer 1915 erreichte der Narymski-Kraj eine Bevölkerungsziffer von 20,000 weil etwa 3000 Verbannte aus Rußland, Galizien, aus der Bukowina und aus Ostpreußen hinzugekommen waren. Unmittelbar nach dem Jahre 1863 waren es mehr. Damals wurden Zehntausende von Polen dorthin verschleppt. Die allermeisten gingen bald darauf am Hungertyphus und am Sumpffieber zugrunde, ein kleiner Bruchteil kehrte aus Anlaß einer Amnestie in die Heimat zurück, etwa hundert Familien siedelten sich dort dauernd an und bilden, soweit sie sich nicht mit der heimischen Bevölkerung vermischt haben, noch heute eine eigene, über den ganzen Narymski-Kraj verstreute katholische Gemeinde.

Und so bitte ich den so genau unterrichteten freundlichen Leser, mit mir nach Kalpaschowa zurückzukehren, wo ich und meine Genossen am 7. Januar 1915 um 11 Uhr vormittags der Ortspolizei, bestehend aus einem Starschy (Aelterer) und drei Nazoratils, lebend abgeliefert wurden. Ich habe zwar weder die Absicht noch die Möglichkeit, eine streng chronologisch geordnete Darstellung meiner Erlebnisse zu bieten, denn ich habe aus begreiflichen Gründen keinerlei Aufzeichnungen geführt, aber auch für die Augenblicksbilder, die jetzt wieder in meiner Erinnerung auftauchen, muß ich mich an eine gewisse Zeitfolge halten, wenn sie nicht in unsichern Schattenumrissen verschwinden sollen. . . .

Ich bewohnte mit Hofrat v. Dujinkiewicz ein geräumiges, aber niederes Zimmer in einem Blockhaus, das knapp am Ufer des Ob lag. Als wir unsern Einzug hielten — es war am ersten Tag des orthodoxen Weihnachtsfestes — saß unser Hausherr mit Frau und Kindern und einer zahlreichen Gästeschar am sauberlich gedeckten Tisch. Man trank Tee, aß Kuchen, die mit Heidelbeerren gespickt waren, und knackte fleißig Nüsse. Diese Nüsse sind die aus dem Zapfen der sogenannten sibirischen Zeder, einer Art Zirbelkiefer, herausgeschälten und sodann leicht gerösteten Fruchtkerne, die in der Fabrikation ätherischer Oele Verwendung finden und einen Hauptexportartikel Mittel- und Nordsibiriens bilden. Ein Sibirier knuspert diese Nüsse geschickt wie ein Eichhörnchen zwischen den Vorderzähnen auf, spuckt die Schale im Bogen hinaus und verschluckt den Kern. Trotz aller Anstrengungen konnte ich es ihm nicht nachmachen.

Wir wurden ausgefragt. Ob man den russischen Zeitungen, die nur von großen Siegen zu berichten wußten, glauben sollte. „Wir nehmen nur und nehmen nur und geben nichts", sagte der Hausherr im Tone starken Mißtrauens. Die Bewohner des Narymski-Kraj sind zwar infolge eines ihnen vom ersten Nikolai verliehenen Privilegs vom Militärdienst befreit, aber ihr Erwerb erfuhr durch den Krieg eine sehr erhebliche Einbuße. Fische sanken auf ein Drittel, Zedernnüsse auf ein Viertel und Pelze auf ein Fünftel des normalen Wertes. Man bot mir sibirische Eichhörnchen zu 10 Kopeken und Hermeline zu 25 Kopeken das Stück an. Das sibirische Schneehuhn, das man dort merkwürdigerweise Kuropatka, Wachtel nennt, wurde zu 15 Kopeken das Stück gehandelt, wobei man 8 Kopeken auf das Fell zurückbekam.

„Wir aus dem Narymski-Kraj," sagte mein Wirt, „müssen uns gut nähren und ordentlich pflegen, wir können nicht wie der Muschik in Rußland leben, denn wir haben hier ein mörderisches Klima. Der Winter ist trotz der furchtbaren Kälte noch erträglich, aber der Sommer! Sie werden ja sehen, da sterben Alte und Junge scharenweise hin an der Ruhr und am Typhus. Von sechzehn Kindern, die wir hatten, sind bloß vier am Leben geblieben; neun wurden von bösen Krankheiten hingerafft, drei ertranken beim Fischfang im Ob. Es ist in den letzten Jahren allerdings etwas besser geworden, insbesondere in Kalpaschowa, das auf einem höheren Ufergelände des Stromes liegt und weniger Sumpf hat und wo unsere neue Aerztin, welche das kleine Spital leitet, menschenfreundlich wirkt. Aber weiter nach Norden, um Narym herum, ist es jetzt noch fürchterlich. Danken Sie Gott, daß Sie hier in Kalpaschowa bleiben dürfen. Im früheren Krieg hatten wir hier japanische Zivilgefangene. Sie waren in unserer Schule gemeinschaftlich interniert und fuhren nach dem Kriege ziemlich heil nach Hause, die aber höher im Norden waren, sind schlecht oder gar nicht weggekommen."

Wir dankten also Gott und dem Isprawnik für Kalpaschowa und begannen uns häuslich einzurichten. Auf drei ungleich hohen, eisenbeschlagenen Koffern, über die ich eine mit steinhartem Heu gefüllte Matratze legte und die des Nachts in regelmäßigen Zwischenräumen von 30 zu 30 Minuten mit mir zusammen hinunterrutschte, bereitete ich mein Lager, während mein Zimmergenosse in einem schmalen Strickbett, das uns der Wirt zur Verfügung gestellt hatte, sein nächtliches Auskommen zufinden hoffte. Auch er täuschte sich. Die Stricke waren zu schwach und die Wanzen zu bissig . . . Des Morgens um sechs fertigte ich Spähne an, dann holte ich von den großen Holzstößen, die vor dem Hause lagen und die sich jeder Einheimische in beliebiger Menge im Walde schlagen kann, einige Scheite und machte im eisernen Ofen Feuer. Nach 10 Minuten stand der kleine Wärmespender in Notglühhitze und im Zimmer stieg die Temperatur von 10 Grad unter auf 30 Grad über Null. Zwei Stunden später zeigte mein kleines Wandthermometer, das ich mir in Tomsk angeschafft hatte, wieder Fünf unter Null, und so schaffte ich mir einen Temperaturwechsel, der, von Naturheilkünstlern lebhaft empfohlen wird. Aeußerer Befund: Ich schwitzte und hustete; manchmal abwechselnd, manchmal auch gleichzeitig.

Dann kam der Samowar. Er dampfte und brodelte und brachte Leben in die Bude. Im Geschirrwaschen alternierte ich mit dem Herrn Hofrat, der nicht nur ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter und Cellist, sondern auch, wie ich feststellen konnte, ein verwendbarer Hauswart ist. Im Wäschewaschen haben wir es allerdings zu keiner besonderen Fertigkeit gebracht, sodaß wir es nach einem mißlungenen Versuch vorzogen, uns diese nützliche Arbeit von einer Dorfinsassin, die mit einem der Nazoratils nahe verwandt war, gegen mäßiges Entgelt besorgen zu lassen. Wer in der glücklichen Lage ist, zur Polizei in solche, beinahe familiär zu nennende Beziehungen zu treten und wer nicht mit dem Hut in der Hand beim „Starschy" erscheinen muß, um den von der russischen Regierung ausgesetzten Unterhaltsbeitrag von 25 Kopeken täglich mit der zartfühlenden Bemerkung „Du mäßtest dich auf unsere Kosten" eingehändigt zu erhalten, wird von dem Nazoratil, der zu jeder beliebigen Tageszeit seine „Prowerka," die Kontrolle, vornehmen kann, wenig belästigt. Aber die Nazoratils wechselten wie die Wärme- und Kältegrade in unserem Zimmer, und so wurde uns eines Tages einer auf den Hals geschickt, der sogar lesen und schreiben konnte und uns ein Schock von Paragraphen vorhielt, gegen die wir uns möglicherweise vergehen könnten oder aber — er erhob seine Stimme — eigentlich schon vergangen haben. So habe er gehört, daß wir einmal sechs Personen gleichzeitig in einem Zimmer waren, während die Höchstzahl einer statthaften „Versammlung" fünf sei, überdies sei ihm mitgeteilt worden, daß wir unsere Spaziergänge weit über das Dorf ausdehnen, dies müsse er uns strenge untersagen. Ich hörte die Verwarnung stehend an, verbeugte mich stumm und lud den gestrengen Herrn mit einer höflichen Handbewegung zum Sitzen ein. Er zögerte. Als er aber mit seinem Blicke meine Speisevorräte und die Zigarren „erster Sorte" umfaßt hatte, setzte er sich und sprach. Nicht mehr von uns, sondern von seiner eigenen, nicht uninteressanten Persönlichkeit. Er sei Schustergeselle in Kasan gewesen, aber als der Krieg ausbrach, sei er freiwillig nach Sibirien gezogen, um dort die Vaterlandsfeinde besser überwachen zu können. Ich will, weiß Gott, dem Manne, der sich ja schließlich versöhnlicher zeigte, nicht nahetreten, aber ich glaube, daß er trotz seiner patriotischen und echtrussischen Haltung nur dem Militärdienst entschlüpfen wollte. In Rußland, wo nach einem alten Scherzwort die eine Hälfte der Bevölkerung immer damit beschäftigt ist, die andere Hälfte einzusperren, gibt es nahe an zwei Millionen solcher Polizisten, Nazoratils, Straschniki, Gorodowojs, Gendarmen und Gefangenenaufseher aller Art, die sich als unentbehrlich erklären und von denen auch die Kriegsverwaltung glaubt, daß sie unentbehrlich seien. Mit diesen Massen, aus denen man dreißig neue Armekorps bilden könnte, haben die Zentralmächte glücklicher weise ebensowenig zu rechnen, wie mit den Hunderttausenden wehrfähiger Männer, die in den sibirischen Schneefeldern und Sümpfen oder in den Gefängnissen wegen „politischer Unverläßlichkeit schmachten. . . .

Wir waren unter uns.

Mit den russischen Verbannten, die zu jener Zeit in Kalpaschowa etwa 40 Köpfe stark waren, knüpfte ich vorerst keine Beziehungen an. Einen grusinischen Fürsten besuchte ich allerdings zweimal wöchentlich, aber nur, um mich von ihm rasieren zu lassen. Zu Hause war er ein richtiger Fürst, denn in Grusinien ist es ungefähr jeder zehnte Mann, aber in Kalpaschowa versah er unverdrossen das Amt eines Barbiers, rasierte aber nur „Politische". Nach Sibirien verschickte Verbrecher ließ er nicht über seine Schwelle. Dieser Fürst erzählte mir auch in mangelhaftem Russisch vielerlei aus dem russischen Leben. „Die hübsche Jüdin mit der Hakennase", sagte er mir, „die Sie ja gewiß täglich am Ufer wandeln sehen, lebt hier in zwangloser Ehe mit einem richtigen Tschornisotnik (Mitglied der Schwarzen Hundert). Sie wird von ihrem Manne wöchentlich einmal gründlich verprügelt, dann geht sie für einige Tage ins Spital und kehrt dann wieder zu ihm zurück, als ob nichts geschehen wäre. Zwei Kinder sind dieser Ehe bereits entsprossen. Auch Denunzianten gibt es unter uns, und ich warne Sie davor, unachtsame Aeußerungen zu tun, denn nach drei Tagen erfährt's die Gendarmerie in Tomsk und Sie werden unbarmherzig nach Turchansk oder noch weiter verschickt."

Um die Wiederherstellung meiner durch die arge Kälte und durch die sibirische Küche erschütterten Gesundheit bemühte sich mit dem redlichsten Willen die Spitalsärztin in Kalpaschowa, die mir aus ihrer Hausapotheke ein rotes und ein weißes Pulver mit der Versicherung übergab, daß eine gleichmäßige Mischung dieser beiden Pulver nicht nur den Husten beseitigen, sondern auch auf meine Verbannung, welche unter dem Einflusse des sumpfigen Geschmackes der aufgekochten Gefrierfische rebellisch geworden war, wohltätig wirken werde. Die Pulver hielten zwar nicht das Versprechen der Aerztin, aber ich gewöhnte mich schließlich an gewisse Folgeerscheinungen, welche von den russischen Behörden mit der Verschickung in den Narimsky Kraj vorbedacht sind.

Eines Tages — es war etwa vier Wochen nach unserer Ankunft in Kalpaschowa — stürzte der Nazoratil in unser Zimmer, bekreuzigte sich dreimal und rief noch immer atemlos aus: „Unglück über Unglück! Man verschickt Sie weiter nach Norden. Sie kommen nach Parabell. Packen Sie Ihre Sachen, heute abend expedieren wir Sie!" Meinen Genossen war dasselbe Schicksal widerfahren. Es war aber nicht ein Zufall, der hier sein unglückliches Spiel getrieben hatte, sondern eine jener russischen Merkwürdigkeiten, deren eine darin besteht, daß mit der Verschickung nach Sibirien die Tätigkeit der russischen Geheimpolizei ihr Ende noch nicht gefunden hat. In Kalpaschowa befindet sich nämlich eines der beiden Postämter des Narymski Kraj. Der Postmeister beschränkt sich aber nicht nur auf seine Amtsobliegenheiten, sondern ist, wie fast überall in Sibirien, zugleich bezahltes Mitglied der berüchtigten „Ochrana". In dieser Eigenschaft hatte er, wie ich später erfuhr, an den Gouverneur nach Tomsk berichtet, daß die eingelieferten Oesterreicher viel heruntertelegraphieren. Da man uns in den Gefängnissen unser Bargeld abgenommen hatte, und wir in Kalpaschowa nur mit einem kleinen Rest unserer Mittel eingetroffen waren, telegraphierten wir tatsächlich an Verwandte und Bekannte in Rußland, man möge uns Geld schicken. Diese Telegramme bildeten den Anlaß unserer Trennung und weiteren Verschickung. Meine Genossen, die in ärztlicher Behandlung waren, wußten sich einen Aufschub ihrer Abreise in ihre neuen Verbannungsorte zu erwirken, ich aber trat zwei Tage später meine Reise nach dem weiteren Norden an.

Die 180 Kilometer weite Strecke von Kalpaschowa nach Parabell legte ich in etwa zwanzig Stunden zurück. Ein Desjatnik, eine Art von Gemeinderat, bildet im übertragenen Sinne meine Begleitwache. Er kümmert sich in den Stationen um den Pferdewechsel und leitete diese seine Amtshandlung beim „Jamschtschik", dem Poststallhalter, jedes mal mit den Worten ein: „Ich führe hier eine wichtige und hochgestellte Persönlichkeit nach Parabell, gib uns einen guten Schlitten, nicht so einen gewöhnlichen Korb und spanne deine besten Pferde vor!" In Togur, einem Nachbardorfe Kalpaschowas, erfuhr ich von der Anwesenheit eines Oesterreichers, der noch zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges von den Russen nach Sibirien verschickt worden war. Er heißt Dr. Oppel, war Arzt in Brody und wurde eines Tages von dem Grenzoffizier in Radziwillow unter Vorspiegelung eines Krankheitsfalles über die Grenze gelockt. In Radziwillow wurde er sofort arretiert und nach einigen Monaten Untersuchungshaft als „Spion" auf administrativem Wege für fünf Jahre nach Sibirien verschickt. Ich wollte ihn besuchen, traf ihn aber nicht an, weil er gerade in eine Jurte gefahren war, um dort freiwilligen ärztlichen Beistand zu leisten. Später hörte ich, daß er während der großen Typhus- und Ruhrepidemie von der russischen Regierung als Amtsarzt engagiert worden sei. Russische Aerzte, die trotz des Krieges noch etwa zur Verfügung standen, weigerten sich entschieden, in die vom Sumpffieber heimgesuchten Gegenden zu ziehen. Der Fall Oppel ist übrigens kein vereinzelter. Die russische Regierung nahm sich schon zu Friedenszeiten heraus, österreichische Staatsangehörige, denen sie im Gerichtswege nichts nachweisen konnte, administrativ zu verschicken, eine Maßnahme, die gegen die fundamentalen Grundsätze des internationalen Strafrechtes verstößt. Tragisch ist der folgende Fall: Der österreichische Staatsangehörige Adolf Maurer, gleichfalls ein Brodyer, war Finanzwachaufseher, verließ jedoch seinen Dienst und trat bei einem polnischen Großgrundbesitzer im Wolhynischen als Wirtschaftsbeamter ein. Eines Tages wurde er von der russischen Polizei verhaftet. Eine Haussuchung, die bei ihm vorgenommen wurde, förderte nichts Belastendes zutage. Das Gericht fand daher keinen Anlaß, einzuschreiten. Die Polizei verschickte ihn aber nach dem Narymski Kraj, weil er als Finanzwachaufseher wahrscheinlich auch spioniert habe. Vergebens protestierte Maurer und vergebens rief er die Intervention der Petersburger Botschaft an. Das administrative Erkenntnis lautete: Zwei Jahre Sibirien. Ich habe Maurer dort gesprochen und ich freute mich, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der trotz seines furchtbaren Loses nicht verbittert und vaterlandsfremd geworden war. Er sagte zu mir: „Ich weiß, daß unsere Regierung für mich nichts tun konnte. Hätte man meinetwegen einen Krieg mit Rußland anfangen sollen? Ich habe von unserem Botschafter wiederholt Briefe erhalten, in welchen er mir schrieb, daß er sein möglichstes tun werde, aber er erreichte nichts. Oesterreich-Ungarn wollte den Krieg nicht und hat den Uebermut und die Nadelstiche Iswolskys und Sasonows ruhig ertragen, bis schließlich der elementare Ausbruch von selbst kam." Maurers Verbannungszeit lief im Mai 1915 ab. Er wandte sich an den Gouverneur in Tomsk mit der Bitte, man möge ihn, da man ihn doch nicht heimreisen lassen wolle, nunmehr bis zum Kriegsende im Narymki Kraj belassen, da er dort schon eingelebt sei und als Bediensteter bei einem sibirischen Bauern einen kleinen Erwerb gefunden habe. Seine Bitte wurde abschlägig beschieden und man verschleppte ihn als „Kriegsverpflichteten" per Etappe nach dem Pobolskischen. Es war seine zweite qualvolle Etappenfahrt.

Unter wegs blieb ich einige Stunden des Nachts in Inkene. Damals wußte ich auch schon, wie man es anstellen muß, in eine warme Stube zu gelangen. Ich sagte dem Kutscher: „Fahren Sie mich in ein Haus, wo „Sylnij" (Verschickte) wohnen." Der Kutscher fuhr vor dem Hause des Bürgermeisters von Inkene vor. Es war ein stattlicher Holzbau, in dessen Obergeschoß sechs Verbannte, zwei Reichsdeutsche und vier Juden aus Kowno, wohnten. Es war 12 Uhr nachts, das Tor war, wie alle Holztore im Narymski Kraj, offen, und ich stieg die steile Holztreppe empor. Meine Gastfreunde erhoben sich sofort aus den Betten, einer blies in die halb erloschene Kohlenglut des Samowars und ein zweiter bereitete mir ein Lager auf der Diele. Wir plauderten, tranken Tee und schliefen dann in dem großen Gemach, als ob wir alte Bekannte gewesen wären. In Parabell, in Lugowskoje und in Narym, wo ich nacheinander wohnte, machte ich es später ebenso. Ich nahm jeden Verbannten über Nacht gastfreundlich auf. Gasthäuser gibt es im Narymski Kraj nicht.

Im hurtigen Trapp, zeitweise im gestreckten Galopp, führten mich die Pferde am andern Morgen weiter. Ich saß weit zurückgelehnt im Fond des Schlittens, während der Desjatnik zu meinen Füßen kauerte. Das Thermometer zeigte 42 Grad unter Null, aber es herrschte vollständige Windstille. Offenbar um sich warmzumachen, schrie der Kutscher wie besessen und schlug auf die Pferde unbarmherzig ein, indem er jedesmal in weitem Bogen die Peitsche schwang. Dann wurde es plötzlich still. Die große, eisige Einsamkeit empfing uns. Wir waren alle nachdenklich geworden und etwas wie Melancholie stieg in mir auf. Ich war von meinen Genossen getrennt und fuhr hinaus in eine neue, entsetzliche Fremde, immer weiter nach Norden. Dann horchte ich ein wenig in mich hinein. So fremd, einsam und verlassen ich auch war, ein wenig Abenteuerlust schlummerte doch auf dem Grunde meiner Seele. Nun will ich sehen, wie ich allein durchkomme — ob der unbeugsame Optimismus, zu dem ich mich bis jetzt freudig bekannt hatte, mich auch weiter begleiten wird? Damals wußte ich noch nichts davon, daß vielen Tausenden aus Galizien und der Bukowina das gleiche Schicksal widerfahren werde. Wir waren ja die Allerersten, die in den von den Russen okkupierten Gebieten der Verhaftung, der Etappe und der Verschickung verfallen waren . . . Dann wurde es mir wieder wirr im Kopfe. Was geht da vor? Wie bin ich denn eigentlich nach Sibirien gekommen? Ist doch wohl nur ein böser Traum? . . . Plötzlich fühlte ich mich wieder gehoben von dem Bewußtsein, in dieser blutiggroßen Zeit irgendwer zu sein, einer der an diese weite, weite Front im fernsten Osten und im hohen Norden vorgedrungen war. . . . „Parabell ist da!" schrie plötzlich der Kutscher, indem er mit dem Peitschenstiel auf eine vom Horizont sich scharf abhebende Häusergruppe wies. Ich richtete mich auf und blickte hinaus. Wir hatten das Flußbett des Ob verlassen und fuhren jetzt auf der Eisfläche eines großen Sees, der von mächtigen Nadelwäldern umrahmt war. Hoch über unseren Häuptern kreisten die Raben und Dohlen, die hier merkwürdig still sind. In einer Entfernung von fünf bis sechs Werst war ein Dorf zu sehen, das sich recht imposant ausnahm. Die Häuser, die aus der Ferne stattlich aussahen, waren von einer mächtigen Kirche mit goldig schillernder Kuppel überragt. Je mehr wir uns dem Dorfe näherten, desto nüchterner und armseliger wurde es, und mir fiel bei dieser Gelegenheit die schöne Episode ein, die dem Liebling der Kaiserin Katherina, dem Grafen Potemkin, zu einer gewissen Unsterblichkeit verholfen hat. Russische Kirchen nehmen sich aus der Ferne immer dekorativ aus, und der gute Potemkin hat es unschwer getroffen, der temperamentvollen Herrscherin mit Pappe und Verschiebhölzern blühende Dörfer vorzutäuschen. Wenn eine gut gemalte russische Kirche dabei war, stand auch schon das Potemkinsche Dorf fertig da.

Die Parabeller sind weit intelligenter und kultivierter als die Kalpaschower. Polen und Juden nahmen in früheren Jahren, als noch innerhalb des Narymski Kraj für die Verbannten Freizügigkeit herrschte, mit Vorliebe in Parabell Aufenthalt, und sie führten die Umwandlung des Parabeller Bauern zum Kleinbürger herbei. Sie lernten bessere Tische und Stühle zimmern und brachten sogar katunene Vorhänge an ihren Fenstern an. Singers Nähmaschine zog in jedes Haus ein, und die Läden, vier an der Zahl, begannen außer den gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen auch Konserven, Bonbons und Wurstwaren zu führen. Avis: Mit Vorsicht zu genießen! Diese Vorsicht wandte ich allerdings erst an, als meine Verdauungsstörungen eine ernste Wendung nahmen. Ich überwand sie und fand mich schließlich in meinem neuen Verbannungsort ein. Da mein Bücherschatz, den ich in einer Tomsker Buchhandlung ausgegraben hatte, sehr klein war und nur einige Reklamnummern und drei alte französische Romane umfaßte, mußte ich mit der Lektüre haushalten und mich mehr aufs Nachdenken, Singen — ja, ich sang! — und Spazierengehen verlegen. Die Spaziergänge dehnte ich immer weiter aus. Vorerst ging ich bloß bis in die einige Werst entfernten kleinen Ansiedlungen, die Attienzen von Parabell. Sie bestehen aus zwanzig bis dreißig Gehöften, die dicht nebeneinander liegen, da es keine Gärten gibt und im großen Narymski Krajnichts so kostbar ist als Boden, versteht sich trockener Boden, der aus dem Sumpf hervorragt. Im Winter merkt man das freilich nicht. Desto mehr aber im Sommer, wenn man von Dörfchen zu Dörfchen, vielfach auch von Haus zu Haus die versumpften Bäche und Teiche mit dem Kahn überqueren muß. Später wagte ich mich über den besiedelten Umkreis hinaus. Drei, vier und fünf Stunden lang rückte ich vor. Von Zeit zu Zeit sah ich mich um. Ich mußte für den Rückweg Anhaltspunkte suchen, einen großen Weidenbaum, eine höhere Flußböschung. Ich kam an den Ob und an den Ket, die zwar im Verhältnisse von Haupt- und Nebenfluß zueinander stehen, weite Strecken aber parallel fließen und nach der Schneeschmelze sich meilenweit zu einem großen Meer vereinigen. Die Kälte ertrug ich gut. Die „Walinki", hohe, bis an die Oberschenkel reichende, aus einem Stücke gefertigte Filzstiefel, ein kurzer Pelz aus Hundefellen, dicke Fäustlinge und eine mit mächtigen Ohrlappen versehene Pelzmütze bildeten meine Adjustierung, in welcher ich, zu großem Erstaunen der Einheimischen in Parabell, dem vierziggrädigen Froste standhielt. Der Kaufmann, bei dem ich Einkäufe besorgte, sagte mir übrigens: „Ihr Oesterreicher seid ja uns gegenüber richtige Südländer, aber in euch steckt große Widerstandskraft. Ich sah in Tomsk gefangene österreichische Soldaten, die bei der größten Kälte in dünnen Mänteln Arbeiten im Freien verrichten. Das können wir Kinder der Kälte nicht." Dabei wurden die armen Soldaten in der russischen Presse noch verhöhnt, weil sie ohne Pelze in den Krieg geschickt worden seien. Daß es sich um Soldaten handelte, die im August und September in Gefangenschaft geraten waren, wurde von diesen Menschenfreunden ebenso verschwiegen wie die Tatsache, daß in Oesterreich-Ungarn und Deutschland für die russischen Gefangenen von amtswegen für warme Kleidung gesorgt wurde, obwohl meines Wissens die sibirische Kälte in den beiden Zentralstaaten nicht heimisch ist.

Auch die sibirische Landschaft hat ihre Reize. Wenn ich zum Himmel hinauffah, des Tages, wenn die Sonne als weiße Scheibe mit einem dünnen Schimmer von Rosa auf die schnee- und eisbedeckte Erde hinabblickte, so fremd, als gehöre diese Erde gar nicht mehr zu ihrem Feuerkreis, erinnerte ich mich an die zarten Impressionen Pierre Lotis, der auf seinen isländischen Fahrten in schwermütige Stimmungen geriet, wenn er mit freiem Auge die Konturen der Sonnenscheibe sehen konnte. Und erst diese sibirische Nacht! Der blasse Geselle nimmt dort Farben an, die bis ins Dunkelrot gehen, die Sterne um ihn sind ganz bestimmt die gleichen, aber sie scheinen dort andere Wohnungen am Himmelszeltlager bezogen zu haben. Die Birke, die um Kalpaschowa herum noch zu sehen ist, und deren dunkle Aeste in mondhellen Nächten in der Luft zu schweben scheinen, weil die weißrindigen Stämme im Schnee verschwimmen, ist hier nicht mehr heimisch. Die Ufergelände sind mit Weiden, Ebereschen und Erlen bewachsen und von meinem Fenster aus glaubte ich, daß hinter diesem Gesträuch auch schon der immergrüne Urwald beginne. Mindestens aber zwanzig Kilometer liegen dazwischen. Viele, viele Stunden wandelte ich einsam, weiß Gott mit was für Gedanken und Träumereien beschäftigt, durch Schnee und Eis. Die kleinen Dampfwölkchen, die um mich aufschwebten, kristallisierten sich sofort zu feinen, dünnen Nadelchen, die wie Feuerfunken auf die freien Stellen der Haut fielen.

Auch in meinem Zimmer war ich allein und die Einsamkeit tat mir wohl. Ich prüfte oft mein Gedächtnis, suchte Gedichte, die ich vor dreißig Jahren auswendig gelernt hatte, zu zitieren und freute mich wie ein Kind, wenn es ging. Eines Tages hörte ich aus dem Erdgeschoß, wo meine Wirtin wohnte, in polnischer Sprache hinaufrufen: „Ist der Herr Doktor aus Oesterreich zu Hause und darf man hinaufkommen?" Ehe ich noch erwidern konnte, knarrte die Holztreppe unter dem schweren Tritt eines Mannes, der in seiner kleidsamen polnischen Nationaltracht auf den ersten Blick den polnischen Landbehelmann erkennen ließ. Er trat auf mich zu, breitete die Arme weit aus und zog mich an seine Brust, um mich fünf-, sechsmal abzuküssen. Dann erst stellte er sich vor. Er habe von mir gehört, und da er vermutet habe, ich sei in Not, sei er gekommen, um mir zu helfen. Ich dankte gerührt. Es fehle mir an nichts, aber sein Besuch sei mir herzlich willkommen. Von diesem Manne hörte ich vieles über die furchtbare Vergangenheit der Polen von 1863 im Narymski Kraj. In den Urwäldern modern die Gebeine von vielen Tausenden von Polen, die an Hunger und Sumpffieber zugrunde gegangen sind. Die Kirche, die sich in Narym erbaut hatten, wurde ihnen von den Russen konfisziert und in eine orthodoxe Kirche umgewandelt. Heute ist sie baufällig geworden und blickt mit ihrem verwitterten Gestein in einen großen Sumpf, der sie bald verschlingen wird. Auch die Russen haben sie inzwischen verlassen.

Ich hörte die langen, erschütternden Erzählungen des Mannes an, ohne mit einer Miene zu verraten, was in mir vorging. Erst als er mit seinen Ausführungen zu Ende war, fragte ich in forciert ruhigem Tone: „Wie konnten die Polen angesichts dieser Dinge überhaupt jemals auf die wahnwitzige Idee kommen, eine neue Orientierung im Anschluß an die Russen zu suchen?" . . .

In Parabell erlebte ich auch eine Auflehnung, die sich direkt gegen mich richtete. Eines Tages erschienen alle Parabeller Verbannten, sechzehn Mann und zwei Damen stark, bei mir, um mir durch ihren Sprecher, einen lettischen Arbeiter, ihre Unzufriedenheit darüber auszudrücken, daß ich für mein Zimmer sieben Rubel monatlich zahle und so die Teuerung nach Parabell hineintrage. Ich setzte ihnen auseinander, daß ich für dieses Geld auch Bettzeug sowie allerlei Dienstleistungen erhalte, und daß die sibirische Bevölkerung im allgemeinen von den ausländischen Verschickten ganz andere Preise fordere. Nach scharfer Replik und Duplik ließen sich meine Gäste besänftigen und der Verkehr war hergestellt. Typen aller Art lernte ich da kennen. Ich werde im Laufe meines weiteren Berichtes auf einzelne dieser Typen noch zurückkommen. Diesmal möchte ich bloß ein kurzes Gespräch erwähnen, das ich mit einem der Verbannten hatte, der ein Mitglied der „Trudowiki" (bäuerliche Arbeitspartei aus der ersten Duma) war, weil aus diesem Gespräch ganz besonders die zweispältige, in ihren Zielen und Wünschen unklare Natur des russischen Mannes aus dem Volke zutage trat. Erst sagte mein neuer Freund, der aus Moskau war: „Warum kommen denn nicht endlich die Deutschen und Oesterreicher nach Moskau, um uns dort von dem abscheulichen Druck der russischen Behörden zu befreien?" Der Hauch seiner Stimme war noch warm, als er hinzufügte: „Was mich betrifft, so gehe ich nach dem Kriege nach Lemberg, um dort Hochschulstudien zu treiben." Ich wandte bescheiden ein: „Wie, als Stockrusse wollen Sie an einer polnischen Universität studieren?" Der Trudowiker sprang auf, warf seine Mähne zurück und rief in schreiendem Tone: „Oh, Lemberg ist russisch und bleibt russisch. Wir werden auch dort eine russische Universität errichten." Unter den Leiten, die unter den vor und nach Ausbruch des Krieges nach Sibirien Verschickten einen erheblichen Prozentsatz bilden und sich aus allen Ständen und Berufen rekrutieren, habe ich damals und später manches interessante Gespräch geführt. Ich werde später noch auf sie zurückkommen. Diesmal will ich nur noch einen Esthen erwähnen, der nach Sibirien verbannt worden war, aber nach Ablauf seiner Verbannungszeit seine Familie nach dem Narymski Kraj brachte und sich dort als Mechaniker, Schlosser, Tischler, Oelfabrikant und Allerweltskünstler niederließ. Er besaß eine große Kinderschar und eine kranke Frau. Er hatte aller Politik abgeschworen. „Die Politik ist nichts für mich," sagte er mir, „die Politik tötet in Rußland. Und deswegen bin ich auch hier geblieben. Ich arbeite, lese und mache Erfindungen. Ich horche schon mit klopfendem Herzen hinüber, wenn aus Rußland neue Nachrichten kommen, aber ich bleibe stumm und rühre mich nicht."

(Schluß folgt.)

Giolittis Ansichten über das Wesen der Entente und die Lage.

Die „Deutsche Tageszeitung" bringt über eine Unterredung des bekannten italienischen Nationalökonomen und Freundes Giolittis, Professor Orbo, Mitte April folgende Ansichten Giolittis über die Lage:

Die Unabhängigkeit Italiens ist auf lange Jahre vernichtet. An Stelle der Abhängigkeit von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die tatsächlich nur eine leere Einbildung war — denn man kann es nicht als Abhängigkeit ansehen, wenn durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich zwei Milliarden ins Land kommen — ist die Abhängigkeit von England und Frankreich getreten. Daß dieses Verhältnis auf die Dauer zu unerträglichen Zuständen führen muß, hat der Krieg bewiesen. England bindet uns die Hände und verlangt von uns Taten. Frankreich